

Evangeliums für die Gesellschaft ins Licht stellen, und ein tieferer Glaube wird das Engagement in der Gesellschaft stärken.

60 (4)/0 2 E

3. Damit die Kirche glaubwürdig bleibt, lebendig ist und auch für die Jugend noch Bedeutung hat, müssen alle Glieder, Männer und Frauen, tatsächlich die Gelegenheit bekommen, der Kirche ihre Fähigkeiten und ihre Arbeit zur Verfügung zu stellen, besonders auch für die Evangelisation der Nichtgläubenden.

58 (3)/2 2 E

4. Bezüglich der Priesterweihe von Frauen meinen wir, daß diese Frage offen bleiben soll und reifen muß.

44 (6)/14 4 E

5. Wir müssen darauf achten, daß aus wirklich engagierten Studien- und Arbeitsgruppen Menschen hervorgehen, die von der Gemeinde im Hinblick auf ihre Begabung und ihre Fähigkeiten dem Bischof vorgestellt werden, um vollberuflich oder halberuflich das Amt auszuüben.

55 (17)/4 3 E

6. Es ist notwendig, daß für männliche und weibliche Mitarbeiter in der kirchlichen Sendung angemessene und differenzierte Ausbildungsformen gesucht werden.

60 (6)/0 2 E

7. Bei der Auswahl, der Ausbildung und Zulassung von Kandidaten zum Amt muß die Glaubensgemeinschaft mehr als bisher mit-sprechen.

58 (6)/2 2 E

8. Als Voraussetzung für die Zulassung zum Priesteramt soll gefordert werden, daß der Kandidat unter sachverständiger Leitung ein angemessenes pastorales Praktikum absolviert hat.

60 (5)/0 2 E

9. Die Ausübung des Amtes in einer sich wandelnden Kirche und Welt macht eine ständige pastorale Fortbildung unter sachverständiger Leitung notwendig. Damit die Priester mit den konkreten Bedingungen ihres Amtes vertraut werden, ist die ständige pastorale Fortbildung so zu unterstützen, daß sie diese als eine Notwendigkeit ansehen.

59 (2)/0 3 E

10. Die Fortbildung muß darauf gerichtet sein, den Priestern die notwendigen Kriterien und die Fähigkeit zu geben, die Zeichen der Zeit zu unterscheiden und die der Welt eigenen kulturellen Strömungen zu beurteilen.

All dies setzt voraus, daß man versucht, eine

Ausbildung zu finden, die vom Leben selbst im Licht des Evangeliums ausgeht. Sonst läuft man Gefahr, in vergangene Ideologien zurückzufallen.

Man soll sowohl eine nur intellektuelle Fortbildung wie auch eine solche, die den grundlegenden theologischen Gegebenheiten nicht Rechnung trägt, vermeiden.

58 (5)/1 3 E

Die Ausbildung und die Fortbildung sollen von vornherein als ein Ganzes geplant werden.

44 (8)/13 3 E

Ein eventueller Einsatz im praktischen Leben während der Seminarzeit dürfte keinesfalls ein ernsthaftes Theologiestudium gefährden.

46 (6)/14 4 E

Die Priesterkandidaten sollten vor ihrer Zulassung zum Priesterseminar oder schon während der vorausgehenden Ausbildung Tests und Prüfungen unterzogen werden. So können ihre natürlichen Gaben, ihre besonderen Fähigkeiten, ihre Neigungen und Wünsche entdeckt und im Dienst der Kirche voll zur Entfaltung gebracht werden¹³.

43 (13)/14 5 E

¹³ Weil die Wirksamkeit der Seminarbildung erhalten bleiben kann und muß und weil es ein dringendes Anliegen ist, daß behutsame Experimente erfolgen, darf man das Priesterseminar nicht abschaffen. Das Seminar ist eine Stätte, die eine unabdingbare Rolle in der Heranbildung eines Geistes der Solidarität und Brüderlichkeit unter den Priestern zu spielen hat. (Irland)

35 (18)/23 3 E

Hermann Münzel Konsequenzen aus der „Operation Synode“, Rom 1971

Neben dem Beitrag von Bischof Weber über die römische Synode und neben der Dokumentation des Genfer Treffens folgt hier eine sehr kritische Stimme, die aber in wichtigen Fragen mit den beiden anderen Beiträgen übereinstimmt: Die Frage nach dem Amt in der Kirche ist nicht von der Frage nach der Gerechtigkeit zu lösen, die insbesondere auch innerhalb der Kirche besser verwirklicht werden muß, und zum anderen: es bleibt Hauptaufgabe der Priester, „sich den Gemeinden zu widmen, dort zu arbeiten, wo es sich lohnt“.

red

Die kritische Begleitung kirchlicher Großveranstaltungen (Bischofssynoden, Katholikentage, Nationale Synoden usw.) ist schwieriger geworden:

Die Öffentlichkeit hat sich an die Präsenz kritischer Gruppen gewöhnt und kann ihr nichts Sensationelles mehr abgewinnen, Presse und Funk sind nicht mehr automatisch zur Stelle.

Die kirchenamtlichen Beratungen drehen sich seit Jahr und Tag um dieselben Themen, ohne Fortschritte zu erzielen. Die römische Synode zumal rotierte um theologisch längst ausdiskutierte Fragen, so daß auch die Kritik an ihr rotierte¹.

Die Solidaritätsgruppen, die sich zur „Operation Synode“ (OS) zusammengeschlossen hatten, haben das Fehlen einer klaren Geschäftsordnung in der Synode als politischen Schachzug der vatikanischen Kurie beurteilt²; der verordnete Verzicht auf die Geschäftsordnung machte die Synode hilflos. Dies konnten Vertreter der OS in Rom zwar immer wieder sagen, sie konnten aber nicht verhindern, daß die Hilflosigkeit und Wirkungslosigkeit der Synode sie mitbeträ³.

Diese wenigen Andeutungen sollen genügen für den Hinweis: die Erfolgchancen einer OS waren begrenzt, begrenzter jedenfalls als noch 1967 und 1969.

Welche Aufgaben stellt sich die „Operation Synode“ also?

1. Die OS sollte als eine Zusammenfassung von 39 Gruppen aus allen Teilen der Welt in Rom demonstrieren, daß die Bischöfe nicht den Anspruch erheben können, sie repräsentierten die ganze Kirche. Die OS hielt inter-

1 Was bleibt den Kritischen anders übrig, als seit Jahren Bekanntes immer wieder zu sagen: Das kirchliche Amt muß demokratisiert werden – wir fordern die Auffächerung des kirchlichen Dienstes – wir treten für die Beseitigung des Pflichtenölibates ein – überhaupt sind die Amtsfragen zweitrangig angesichts der Frage nach der Gerechtigkeit, usw.?

2 So z. B. die „Arbeitsgemeinschaft von Priester- und Solidaritätsgruppen in der BRD“: „Selten haben sich die Bischöfe so entmündigt und ihre Mitbestimmung und Mitverantwortung für das Schicksal der Kirche aus der Hand gegeben wie bei dieser Synode“, Stellungnahme der AGP vom 13. 11. 1971.

3 Man muß nur bedenken, was es auch für die OS bedeutet, wenn die Synode selbst noch nach drei Wochen angestrengter Arbeit kein Meinungsbild in der Ölibatsfrage, in der Frage nach der Sicherung des Priesternachwuchses usw. zu Papier bringt, stattdessen über Wochen aneinander vorbeiredet, monologisiert, statt diskutiert! Man wußte in Rom (von einem allgemeinen Pessimismus bei den Kritischen abgesehen) nie genau, woran man war.

nationalen Briefkontakt (vor allem aus Polen, Spanien, aus den USA und aus Italien trafen viele Briefe ein), verschickte Informationen und sollte in Italien mit kirchlichen Randgruppen und Untergemeinden Begegnungen herbeiführen. Dieser letzte Vorsatz konnte aber wegen Arbeitsüberlastung so gut wie gar nicht eingehalten werden.

2. Die OS sollte möglichst oft mit Bischöfen sprechen, sie aufsuchen und einladen. Schon in den ersten Verlautbarungen hatte die OS eindeutig auf die Konfrontation und jedwede Gegnerschaft betont verzichtet.

3. Intensiver Kontakt sollte auch mit möglichst vielen Journalisten gepflegt werden, durch eigene Diskussionsveranstaltungen, durch Pressekonferenzen in Zusammenarbeit mit dem Internationalen Dokumentationszentrum (IDO-C), durch Teilnahme einzelner Vertreter der OS an den vatikanischen Pressekonferenzen und durch Teilnahme an den Pressegesprächen, die die deutschsprachigen Bischöfe im Campo santo teutonico anbieten.

Bei alledem war jedem Mitglied der OS von vorneherein klar, daß ein meßbarer Einfluß auf die Synode selbst vollkommen ausgeschlossen war. Der Adressat für die OS war dann auch nicht so sehr die Synode selbst als vielmehr die Öffentlichkeit.

Die OS legte ihr Hauptgewicht in die erste Synodenwoche, in die Zeit also, in der man in der Öffentlichkeit noch mit besonderer Aufmerksamkeit rechnen konnte. Für die deutschsprachigen Journalisten veranstaltete die OS am 28. 9. 1971 eine Podiumsdiskussion zu den Themen der Synode, bei der wohl alle wichtigen Journalisten anwesend waren; hervorstechende Passagen der Diskussionen wurden vom deutschen Fernsehen aufgezeichnet. Die Diskussion (mit Benigna Berger, Norbert Greinacher, Jan Hermanns, Wolfgang Krawlewski, Karl Heinz Ohlig, Karl Rahner, Heinz Schuster) setzte das Thema Gerechtigkeit an die erste Stelle und forderte einmütig, daß die Priesterfrage im Kontext der Gerechtigkeitsfrage behandelt werde, weil die ungerechten Strukturen in der Kirche selbst bestehen, und weil die Kirche sich endlich von ihrer Selbstbespiegelung lösen müsse.

Die deutschsprachigen Bischöfe wurden dar-

aufhin zu einem informellen Gespräch, zusammen mit Journalisten (zum 1. 10. 1971) eingeladen. Fast alle Bischöfe bleiben dem Gespräch nicht nur fern, sondern sagten nicht einmal rechtzeitig ab. Dennoch wurde auch dieser Abend in der Öffentlichkeit aufmerksam zur Kenntnis genommen: die Zahl der Journalisten war größer als am ersten Abend, unter den Teilnehmern befanden sich auch Pater Häring und vor allem der gesprächswillige Bischof Johann Weber von Graz – unter den Bischöfen der Synode überhaupt eine Ausnahmeerscheinung. Die Begründung für das Fernbleiben der Bischöfe aus der BRD gab der Paderborner Weihbischof Degenhardt einem Vertreter der OS auf telefonische Anfrage: die Anwesenheit von Journalisten bei dem Gespräch mache den Bischöfen ihre Teilnahme unmöglich.

Stattdessen versprach Degenhardt eine Einladung der Bischöfe für die deutschsprachigen Mitglieder der OS in „anderem Rahmen“⁴. Da wird die ganze Misere des gestörten Verhältnisses der Bischöfe der BRD zu ihren Solidaritätsgruppen sichtbar: die Bischöfe streben zwar ein Gespräch an, verlegen es aber in den privaten Zirkel und machen ihre Gesprächspartner damit mundtot. Ihre Gesprächsbereitschaft haben die Bischöfe dadurch zwar öffentlich zur Kenntnis gegeben, ohne sich jedoch auf eine wirkliche Auseinandersetzung mit der OS einlassen zu müssen.

Andererseits haben die Bischöfe Strategie gelernt: durch ihre Erfahrungen vor allem in Rom und Chur belehrt, überlassen sie den Solidaritätsgruppen nicht mehr allein die Pressekontakte, sondern nehmen sie selbst in die Hand. Sie bringen sich ihr eigenes Pressebüro aus der BRD mit nach Rom⁵, sie laden die Presseleute in die Räume des Campo santo ein, nur wenige Schritte von der Synodenaula entfernt, sie haben den Ablauf der Gespräche dann immer selbst in der Hand und sind mindestens vor den Rückfragen aus

der OS, vor dem offenen Meinungsstreit mit Theologen weitgehend geschützt.

Nimmt man noch hinzu, daß die Vatikanischen Pressekonferenzen nach dem übereinstimmenden Urteil der Journalisten (vor allem in der deutschsprachigen Abteilung) nie so offen und intensiv informierten wie in diesem Jahr, dann wird noch einmal verständlich, warum der OS „spektakuläre“ Erfolge nicht gelingen konnten, es blieben auch keine ernsthaften Informationslücken, die die OS hätte füllen müssen. Jene „spektakulären“ Erfolge wurden deshalb schon gar nicht gesucht, die OS nahm dafür die unauffällige Kleinarbeit ernst. Die AGP hatte für ihre Mitarbeit in Rom zwei Dossiers erarbeitet, mit einer Fülle von Stellungnahmen, Zahlen, Statistiken, Dokumenten zu den Themen Gerechtigkeit (Dossier 1) und Priesteramt (Dossier 2), die Dossiers an hunderte Journalisten verschickt und in Rom ausgelegt. Jeder Journalist konnte sich so mühelos ein klares Bild machen über Positionen und Gegenpositionen in Theologie und Kirche und war in der Lage, die Vorstellungen der Solidaritätsgruppen zu berücksichtigen.

Von der ersten Woche abgesehen, bestand die OS für die Dauer der Synode jeweils nur aus fünf bis zehn Personen; es versteht sich von selbst, daß es außerordentlich schwer ist, qualifizierte Mitarbeiter zu finden, die für wenigstens eine Woche mitten aus der Berufsarbeit aussteigen und nach Rom fahren können. Selbst bei Vermeidung aller Fehler, bei rationellerer Einteilung der Kräfte, bei intensiverer internationaler Kooperation, als sie die OS 1971 zuwege gebracht hatte: viel mehr hätte sie unter diesen Umständen nicht erreichen können.

Die wichtigste Erfahrung aber ist bei allen Beteiligten folgende: Die meisten Bischöfe, vor allem in der BRD, scheinen durch Argumente, auch durch eindeutige Fakten, kaum erreichbar – ihre Meinungen und Entschlüsse stehen zumeist fest, wenn man mit ihnen zu sprechen anfängt. Deshalb ist es Zeit, daß sich die Solidaritätsgruppen von der Fixierung auf die Bischöfe lösen (Ausnahmen wie im Fall des Grazer Bischofs und einiger anderer bestätigen die Regel) und daß sie sich den Gemeinden widmen, dort

⁴ Die Einladung kam erst, als die zahlenmäßig starke Vertretung aus der BRD und aus Österreich schon wieder aus Rom abgereist war und nur noch vier (statt dreizehn) Deutsche bzw. Österreicher in Rom waren.

⁵ So Kardinal Höffner, der sich schon dadurch ein taktisches Übergewicht über seine Kollegen verschaffte: sein Pressemann wurde unter der Hand zum Sprecher der westdeutschen Bischöfe.

arbeiten, wo es sich lohnt, auch kleine Gemeinden am Rand der Kirche aufzubauen. „Die AGP wird auch in Zukunft christliche Basisgruppen ermutigen, auf neuen, auch ungewohnten Wegen die Sache Jesu in dieser Welt zu bezeugen... Sie ruft die Gemeinden auf, ihre Belange selbst in die Hand zu nehmen... Sie rät jenen Priestern, die in einen Konflikt mit der Kirchenleitung geraten, ihrem Gewissen zu folgen und in Freimut ihren Weg zu gehen, wie es Recht und Pflicht eines Christenmenschen ist...“ (Stellungnahme vom 13. 11. 1971).

Walter Repges Das Phänomen der Basis-Gemeinden in Lateinamerika

Die Basis-Gemeinden sind die Hoffnung der lateinamerikanischen Kirche, und immer größer wird, so scheint es, die Zahl der Seelsorger, die auf die Frage, was ihnen das Wichtigste in ihrer priesterlichen Tätigkeit sei, voller Zuversicht antworten: die Förderung der Basis-Gemeinden. Wir bringen daher im folgenden Beispiele aus mehreren lateinamerikanischen Ländern, wie diese Basisgemeinden entstanden sind und leben. – Eine Darstellung der Gemeinsamkeiten der Basisgemeinden und ihres Verhältnisses zu den Pfarreien folgt in einem späteren Heft.
red

1. Beispiele

1. Panama

Zu den ersten Basis-Gemeinden gehören die von San Miguelito in Panama. 1963 kam P. Leo Mahon dorthin, um 45.000 Menschen zu betreuen, die entwurzelt, weitgehend arbeitslos und fern jeder religiösen oder gesellschaftlichen Bindung waren und sich in der Stadtrandsiedlung von Panama ihre Hütten gebaut hatten.

Sollte er untertauchen in dieser Masse und, die Inkarnation weiterführend, einer der Ihri-

gen werden, als Arbeiterpriester etwa? Oder sollte er wie ein Père de Foucauld sich ins Gebet zurückziehen, in ihrer Mitte Gott als den Angebeteten gegenwärtig sein lassend, und so sein Leben opfern für die ihm Anvertrauten? Oder sollte er wie Paulus Missionar dieser der Kirche Fernen sein, überall unter ihnen umherziehen und, an vorgegebenen Ansätzen zur gemeinschaftlichen Meisterung der Not anknüpfend, ihnen die frohe Botschaft von Jesus, ihrem Herrn und Bruder, verkünden? Und sollte er dann nicht die, die wollten, um sich scharen, um mit ihnen das Mahl der Gemeinschaft zu feiern, und dort, wo er gewesen war, einige Getreue mit dem Auftrag hinterlassen, die Brüder zu stärken und zu trösten und mit ihnen gemeinsam fortzufahren, das Wort des Evangeliums zu lesen und zu leben, bis er wiederkäme?

P. Mahon wählte das Letztere. Nach wenigen Jahren hatten sich mehrere (fünf) Unterpfarren gebildet, die selbst wieder in 26 Bezirke zerfielen. An der Spitze dieser „Basis-Gemeinden“ standen Laien, de facto Diakone: sie wirkten als Katecheten, sie interpretierten das Wort Gottes und versuchten, gemeinsam mit ihren Brüdern die allen gemeinsamen Probleme als Jünger Jesu zu meistern und so ihr Leben freundlicher, sinnvoller, inhaltsreicher zu gestalten und zu einem Anziehungspunkt für die Außenstehenden zu machen. Und das Haus P. Mahons wurde das Zentrum, in dem die Gemeindeführer sich trafen zu Einkehrtagen, zu Besprechungen und zum Gebet.

2. Ecuador

Dem Beispiel von San Miguelito stehen andere zur Seite. Besonders ermutigend war und ist die Erfahrung einer Gemeinde in Guayaquil (Ecuador). Ein einziger Priester war dort für 80.000 Menschen da. Es schien ihm unmöglich, auch nur einen Ansatzpunkt für seine seelsorgliche Tätigkeit zu finden, bis er – zusammen mit einem zu ihm gestoßenen Mitbruder – fünfzig Männer aufspürte, die ein gewisses Ansehen in ihrer jeweiligen Umgebung genossen und bereit waren, dem Pfarrer zu helfen und seelsorgliche Verantwortung zu übernehmen. Es waren Leute einfachster Herkunft. Vier oder sechs Jahre